

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Silvester im Sommerhaus
Autor: Broehl-Delhaes, Christel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das ganze Dorf war auf den Beinen.

Und da ist es durch Zufall geschehen, daß ein Knecht durch die Schneewehe trat und in den Hohlweg hinabglitt, wo ich auf dem Schlitten schlief. Da haben sie die Schneewälle weggeschaufelt und mich auf dem Schlitten heimgezogen, ohne mich zu wecken.

Das ganze Dorf hat für die glückliche Rettung gedankt, und es ist eine große Liebe erwachsen zwischen den Leuten in dieser seltsamen Weihnacht.

Zum Mittag des Weihnachtsfestes schickte meine Mutter den Ärmsten im Dorfe ein festliches Mahl, bereitet von dem weißen Mehl, das mir beinahe zum Verderben ausgeschlagen hätte.

Mein Vater hat dem Knecht, der mich gefunden, eine silberne Uhr geschenkt und am Hohlweg zum bleibenden Gedächtnis ein schlichtes Kreuz aufgestellt.

In der Kirche hat die ganze Weihnachtszeit über eine große Opferkerze gebrannt. Man hat nicht fragen brauchen, wer sie spendet.

Und als der Frühling kam und die Sache schier wieder vergessen war, bin ich mit meinen Eltern über die Berge gepilgert an einen heiligen Ort, wohin sie in ihrer Not eine Wallfahrt gelobt hatten. Wer von den Dorfleuten Zeit hatte, hat sich uns angeschlossen zur Pilgerfahrt. Es ist ein selbiges Wandern gewesen, und ein Lieben und Freuen von Herz zu Herz, das ich nie vergessen werde.

Unter dem Schnee.

Wie viel schläft unter dem Schnee!
Das Korn im Felde, so weich bedeckt,
Viel tausend Knospen, so tief versteckt,
Bis all die schlafenden Augen weckt
Der Lerche Lied aus der Höh.

Wie viel schläft unter dem Schnee,
Was neu erblühen wird zart und hold,
Wenn neu sein Banner der Lenz entrollt:
Des Veilchens Blau und der Primel Gold
Und Rosen in Fern und Näh.

Wie viel schläft unter dem Schnee,
Was hingebettet ist matt und müd,
Was nicht erwacht, wenn das Veilchen blüht
Und nicht wird hören der Lerche Lied,
Geborgen vor Leid und Weh. —
Wie viel schläft unter dem Schnee!

Johannes Trojan.

Silvester im Sommerhaus.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Margret blieb stehen, setzte den Koffer nieder und atmete tief; es war doch ein weiter Weg bis da oben. Im Sommer freilich, da hatte man das nicht empfunden, da war man diesen Weg hinangesprungen in unbändiger Wochenendseligkeit. Zwar war der Schnee weich und von einem wundervollen, samtigen Weiß, und er hatte auch die Bäume und Sträucher ringsum verzaubert, aber er war tief und schwer, und man kam nur schlecht vorwärts. Wunderlich gestaltet standen die Bäume und Sträucher da und dort und schienen die Einsame mit neugierigen Blicken fremder Fabelwesen anzustarren. Margret lächelte. So ganz anders sahen sie aus als zur lachenden Sommerzeit, wenn der laue Wind mit ihnen spielte und die Huld der Sonne fast unbegreiflich verschwenderisch gewesen war mit allem, was sprossen, grünen

und blühen konnte. Aber heute waren sie darum nicht weniger schön. Margret Berner atmete noch einmal tief die eiskalte, gesunde Winterluft ein, ehe sie wieder zu ihrem Koffer griff und weiterschritt mit festen, weitausholenden und sieggewohnten Schritten. Das sommerliche Wochenendhaus der Geschwister Berner war unter der Last des Schnees förmlich eingeschlafen. Niemand war dagewesen und hatte die freundlich bunten Läden einmal aufgestoßen, ein Feuer geschürt im Herd und eine gute Hausmannskost zubereitet. Im Sommer gab das doch ein ganz anderes Leben. Da kam Margret Berner an jedem Sonnabend und brachte oft Freundinnen mit, und dann war das ein lustiges Treiben gewesen mit Gallo, Gesang und Musik bis in den späten, verdämmernden Abend hinein, ehe von den Höhen sanft die

blauen Nachtnebel wallten. Aber schon der Herbst hatte die große Stille angedeutet, die der Winter dann auch wirklich mitgebracht, und dann hatte das lustige Sommerhaus alle Hoffnung aufgegeben, nicht mehr gelauscht auf jeden Tritt, die Augen endgültig zugemacht und war eingeschlafen.

Margret kämpfte sich durch das letzte Stück Schnee und schloß die Haustür auf. Dann stieß sie mit beiden Händen die Läden auf, daß frische Luft durch die geöffneten Fenster strömte und den Raum von einem stickigen Geruch säuberte. Ohne die Wollmütze, aber noch im Mantel, fegte Margret dann den Schnee vor dem Eingang weg. Ihr blaßes und ernstes Gesicht mit der Zimmerfarbe rötete sich, die Augen bekamen Glanz und Lächeln, und die Lippen summten ein Lied. Als der Platz vor dem Häuschen einer feierlichen, weißen Auffahrt glich, blies Margret heiter in die steifen Finger und lief ins Haus zurück, diesmal um ein respektables Feuer für den bevorstehenden, eisigen Silvesterabend zu schüren. Sie fand noch trockenes Holz vom Sommer her, hochaufgestapelt im Spind neben der Kochnische. Während das Feuer flackerte und prasselte, packte Margret ihren Koffer aus. Neben dem notwendigen Nachtzeug und den unentbehrlichen Toiletteartikeln förderte Margret alle die Sachen und Lebensmittel zutage, die sie in der Einöde brauchte. Sie wollte sich zu Neujahr ein Festessen bereiten: Filet-Beefsteak und geröstete Kartoffeln, zarteste Büchsenerbisen und frische Möhren. Sogar ein weißüberzuckerter Kapfuchen kam zum Vorschein, und die Rumflasche für den Silvesterpunsch vertrug sich ausgezeichnet mit einer Flasche voll Petroleum, das die gemütliche Tischlampe speisen sollte.

Als nun Margret Berner aus diesem kalten, unbewohnten Hause mit wenigen Griffen das warme, behagliche Heim gemacht und bereits gut und tüchtig Kaffee getrunken hatte, trat sie vor die Tür und betrachtete die Landschaft, in der schon breit und gewaltig der Abend stand. Die Luft war selten klar und milchig blau. Sterne glänzten hoch und fern und viel reiner und edler als zu irgendeiner anderen Jahreszeit. Die verummten Wälder rührten sich nicht, damit sie umso geheimnisvoller leuchteten unter dem kalten Licht eines noch kommenden, vollen Mondes.

Margret Berner faltete die Hände mit unbewußter Geste. Sie fühlte sich nicht mehr allein

und einsam. Die Größe der Natur, die imstande ist, jedes Herz zu trösten und aufzurichten, griff auch weich nach ihrem Herzen. Es war mit einem Male nicht mehr so niederdrückend, allein zu sein, allein als Frau der Firma vorzustehen, die ihnen beiden gehörte wie auch dieses Haus, ihr und ihrem Bruder Rolf. So hatten es wenigstens die Eltern gewollt. Dann war ihm das alles nicht groß genug gewesen, er wollte noch mehr verdienen und ein Luxusleben führen. Was war das kleine Wochenendhaus denn, das sie sich leisteten...? Er verstand nicht die Begeisterung seiner Schwester, Wochenende um Wochenende mit diesem schlichten Vergnügen auszufüllen. Er hätte im Wagen die Welt bereisen mögen, nur nicht arbeiten, so arbeiten, so tüchtig arbeiten... Alle Last der Verantwortung ruhte schon lange vorher auf Margrets Schulter, lange vor der Auseinandersetzung mit Rolf, nach der sie im Streit auseinandergegangen.

An all das dachte Margret Berner, während ihr jetzt etwas müder und abgepannter Blick in den Frieden der Landschaft hineinsank wie in eine Genesung verheißende Ruhestatt. Sie hatte böse Zeiten hinter sich, die an ihrer Kraft und Ausdauer gerissen hatten, wie man an Stricken reißt. Manchmal hätte sie den entlastenden, brüderlichen Könner herbeigewünscht. Manchmal hätte sie beruhigt ausspannen mögen, nach allzuschwerer Nervenprobe. Aber sie war ja allein, allein, allein in allem, was war und noch kam...

Langsam ging Margret ins Haus zurück. Sie war gekommen, um sich zu erholen, wieder frisch und lebendig zu werden nach Monaten zermürbenden Alltags, sie wollte nichts anderes mehr. Ihre Hand nahm die Laute von der Wand und griff in die Saiten, so hell und kräftig und stark, wie sie gewohnt war, in das Leben hineinzufassen und es zu meistern. Leise, aber fröhlich sang sie ein Lied nach dem andern, aß dazwischen Kuchen und trank den dampfenden, stimmungschaffenden Punsch. So wollte sie den letzten Abend im alten Jahr verleben in wunderbarer, innerer Harmonie.

In der sternklaren Nacht fand jeder Schlag der Turmuhr aus dem Tal hinter den Wäldern in die Einsamkeit. Margret stand so lange hinter den Scheiben und sah in die zaubervolle Mondnacht mit ihrer göttlichen Ruhe und Einsamkeit hinaus, bis mählich Eisblumen auf-

blühten und undurchsichtige, samtige Gardinen vorzogen. Da setzte sich Margret auf die Ofenbank in der dunklen Stube, lehnte den Kopf an die Wand und gab sich der Wonne wunschlosen Träumens hin. Sie dämmerte vor sich hin und duselte ohne Widerstand ein.

Ein Geräusch draußen ließ sie aufschrecken. Sie setzte sich ganz aufrecht und war im Nu hellwach. Angestrengt lauschte ihr Ohr jedem Laut. Aber es war kein Zweifel: jemand tappte ums Haus. Dort, an der Tür..., ein Schlüssel wurde in das Schlüsselloch geschoben, da aber Margret von innen abgeschlossen und ihren Schlüssel steckengelassen, hatte das Stochern des fremden Schlüssels keinen Erfolg. Der fremde Jemand gab dann auch seine Mühe auf und näherte sich dem Fenster. Minutenlang verdunkelte eine breite, verummte Gestalt den hellen Fensterauschnitt, aber die Eisblumen behinderten jeden Einblick. Inzwischen raste Margrets Herzschlag in jagenden Stößen. Sie war in dieser Einöde ganz diesem Fremden ausgeliefert. Man hörte in letzter Zeit so vielerlei von Überfällen, von Schandtaten, ja, von Morden — Was wollte der Fremde an ihrem Sommerhaus?

Während sie noch fieberhaft nachdachte, was sie tun könnte, machte der Mann draußen Anstalten, die Tür zu erbrechen. Eine Weile zögerte Margret noch, dann rief sie laut, mit zitternder, heller Stimme:

„Wer ist da?“

Im Augenblick hörte alles Herummirtschaften draußen auf. Margret lauschte fiebernd, was weiter geschehen würde. Und dann geschah das, was sie am wenigsten erwartet hatte: daß eine Stimme antwortete:

„Willst du mir öffnen, Margret?“

Die Gewißheit, daß ihr keine Gefahr drohte, erfüllte sie mit solchem Jubel, daß sie den Streit vergaß, in dem sie mit jenem auseinandergewandert war, der dort draußen bat: mit ihrem Bruder. Sie zündete die Lampe an und ging dann zur Tür, dem Bruder zu öffnen.

Ein wenig verstört trat Rolf Berner ein, grüßte kurz, warf Mantel und Mütze ab und suchte die Nähe des Herdes.

„An mich hast du wohl nicht gedacht?!“ sagte er und sah seine Schwester an.

Margret stand vor dem Tisch, breit aufgestellt und noch etwas blaß und ängstlich und betrachtete ihn unausgesetzt. Sie schüttelte lang-

sam den Kopf. Er fuhr fort, da sie schwieg:

„Ich wußte nicht, daß du ausgerechnet den gleichen Einfall hattest wie ich! Es tut mir leid, Dich gestört zu haben... Aber ich mußte einmal heraus und hinauf in Stille und Sammlung... das hatt' ich bitter nötig...“

„Du warst nicht ganz zufrieden draußen...?“ sprach Margret zum erstenmal. Du machtest dir doch solche Illusionen...!“

„Es blieb bei den Illusionen!“

Stillschweigend goß Margret Rum in ein Glas. Aus dem Wasserkessel auf der Herdplatte schüttete sie kochendes Wasser hinzu. Nun reichte sie ihm den Trank. Er hielt inne im Händereiben, starrte abwesend auf das Glas, nahm es dann und genoß schweigend Schluck um Schluck. Sein von Kälte bläuliches Gesicht belebte sich, wurde rot, der Blick gewann an Frische.

„Ich habe auch noch zu essen da,“ bot Margret in der gleichen, einsilbigen aber selbstverständlichen Art an und begann bereits mit dem Aufwärmen.

Rolf öffnete wiederholt den Mund, als wolle er etwas sagen, aber stumm wie bisher, ließ er sie gewähren.

„Du bist gut durchgekommen, auch ohne mich,“ warf er plötzlich während des Essens ein.

„Ich habe gearbeitet!“ entgegnete Margret schlicht und ohne Vorwurf.

„Ich möchte auch wieder arbeiten können,“ sagte Rolf, und er sagte es mit heißer, leidenschaftlicher Stimme.

Beide sahen sie auf, beide sahen sie sich in die Augen, und in beider Blick stand das gleiche sehnsüchtige Wollen. Rolf wollte noch mehr sagen, aber Margret gebot Schweigen. Sie zog ihn vom Stuhl auf und ans Fenster. Sie hauchten unter Lachen Löcher in die Eisblumen und lugten nach draußen. Noch kälter und weißer schien der Mond, noch schwärzer und gigantischer drohten alle Schatten. Aber aus tiefem Tale kamen zwölf lange Glockenschläge, und das Lied des Bläasers folgte ihnen nach. Und Margret hatte ein wunderliches Gefühl des Geborgenheits, des Ausruhens neben der breiten und mächtigen Gestalt des Bruders.

„Schwester, könnten wir nicht wieder gemeinsam arbeiten?“ fragte Rolf Berner in tiefer Erregung.

„Unsere Eltern haben es immer so gewollt, und wenn du denn jetzt durchhältst und dir

draußen die Hörner abgestoßen hast, dann ist ja alles gut!" sagte Margret und fühlte sich noch stärker bereit und erlöst. Ihre Hände lagen zu kameradschaftlichem Druck ineinander, und

dieser Handschlag verhieß ein gutes, neues Jahr gemeinsamer Arbeit, in dem die Firma den Namen „Geschwister Berner“ wieder wirklich be-rechtigt führen sollte.

Silvester=Uberglaube.

Von Kant bis zur Kestl von Konnersreuth war die Konjunktur für Zeichendeuter kaum so günstig wie heute. Was da von der Salonpuppe der Dame bis zu der als Stoffaffe am Auto-fenster baumelnden Talismanfigur als modi-sches Necessaire gilt, ist nur alter Uberglaube in neuem Gewande.

Ubergläubische Vorstellungen verbinden wir auch heute noch mit dem letzten Tag des Jahres, seiner goldgeränderten Glücksklee- oder Schwein-chen-Symbolik. Selbst in Denkerköpfen spukt solcher Uberglaube, gewiß eine verwunderliche Tatsache, während bei einem Ritter des hohen C wie Caruso sogar eine starke Dosis davon zum guten Ton gehört. Fabelhaft, fast wie sein Tenor, war auch sein Silvesteraberglaube. Er meinte nämlich — aus einem zwingenden Ge-fühl für das Blonde und Blaue heraus — den letzten Abend des Jahres nur in Gesellschaft blonder, blauäugiger Menschen verbringen zu können, weshalb er brünette und schwarz-haarige, die ihm Unglück bedeuteten, mied wie den bösen Blick. Zu dieser „heiligen“ Über-zeugung war er durch Vorfälle aus seinem Leben, wovon er gerne erzählte, gekommen. Unter der letzten Schauspielergeneration galten Rainz und Matkowsky, über deren Silvester-abendbräuche die wunderbarsten Gerüchte in Umlauf waren, als bis zur Naivität abergläu-bisch. Bühnenkünstler in diesem Banne zu wis-sen, ist freilich weniger absurd, als einen Geist von der Größe Henrik Ibsens darin gefangen zu sehen. Der tiefsinnige Dichter und Denker wollte nämlich am Silvesterabend weder Tinte noch Papier sehen, da er befürchtete, dadurch werde seine Schaffenskraft im neuen Jahr be-einträchtigt. Auch Schiller hatte seinen Sil-vesteraberglauben. Erhielt er am letzten Jah-restag eine gute Nachricht, so betrachtete er das als ein böses Omen, da der Zufall, wie er meinte, einem zuletzt nur noch einen Glücks-brocken hinwerfe, um uns später desto schwerer heimzusuchen. Selbst des „Olympiers“ Geist war nicht frei von abergläubischem Wahn. Goethe lauschte, wie sein Freund Knebel be-richtet, stets gespannt auf das erste Wort, das

man nach des Jahres letztem Glockenschlag zu ihm sprach, um daraus allerlei Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. In seiner Auslegung dieser Dinge war er erfinderischer als ein Augure oder ein Schriftgelehrter.

Diesen Goetheschen Glauben an die Macht des ersten Wortes im Jahre bringen zweifellos auch die in der Neujahrnacht über die Lippen von Unzähligen kommenden Glückwünsche zum Ausdruck. Obwohl zur landläufigen Phrase herabgesunken, wohnt jenen Worten immer noch eine große Kraft inne. In nicht wenigen rufen sie sogar etwas wie ein Angstgefühl hervor, das sie dann — eine Art „Abwehrzauber“ — durch das magische Gegenwort „unberufen“, unter beinahe rituellen Gebärden, dreimaligem Klop-fen oder Ausspucken (die symbolische Geste dafür genügt) und dreimaligem Wurmeln der grie-chischen Silbe „toi“ zu bannen suchen. Diese plötzliche „Glücksangst“ kann wie die Platz-angst sogar sonst vorurteilsfreie Menschen be-fallen. „Sinnlose Umwandlungen“ sagen die einen, „atavistische Rückschläge, älteste Urerin-nerungen“ die andern, denen der Sprachforscher recht gibt, wenn er „berufen“ also definiert: „Durch das laute Reden, namentlich über den erfreulichen Zustand oder den gedeihenden Fort-gang einer Sache neidische, tückische Geister er-wecken, die alles ins Gegenteil umschlagen lassen.“

„Wir wollen den Graben nicht berufen, sonst müßte ich sagen, er führt sich recht gut ein,“ heißt es in einem Briefe an Frau von Stein, oder: „Ich habe mir ein vor meinem nächsten Geburtstag zu erreichendes Ziel vorgefetzt, das ich nicht voreilig berufen will,“ in einer an- dern, an Zelter gerichteten Epistel Goethes, in dessen Werken, besonders den Briefen, der an-tike Glaube vom Neid der Götter ebenfalls häu-fig wiederkehrt. Selbst Feldherren wie Napo-leon huldigten diesem Uberglauben. Auch der alte Moltke war nicht frei davon.

Die an die Stelle der heidnischen Götter ge-tretenen christlichen Dämonen und bösen Gei-ster übernahmen in der Folge auch deren Rol-len der Neidischen und Mißgünstigen, während